

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Da wurde der Kutscher niedergedrückt.

Der Mann hatte sich die Zügel um den linken Arm gewickelt und sein Möglichstes getan, die bäumenden und wild um sich schlagenden Pferde zurückzureißen und an Ort und Stelle zu halten, während er mit dem Hirschfänger in der Rechten sich gegen die Wölfe verteidigte, so gut es ging. Doch die Zügel hinderten ihn. Plötzlich wurde er vom Bod gerissen, plumste kopfüber hinab in den Schnee, und in dem Bruchteil einer Sekunde hatte sich eine Schar wütend zuschnappenden Wölfe auf den Unglücklichen gestürzt. Stepan konnte ihm nicht zu Hilfe eilen. Ihn selbst bedrängten die Wölfe hart. Und er mußte über Paschkin wachen. War es jenem Mann beschieden zu sterben, so mochte er sterben; denn helfen konnte er ihm nicht und hassen tat er ihn ja nicht wie den Teufel Paschkin, der um jeden Preis den Wölfen entrissen werden mußte, um einen anderen Tod zu sterben; jenen Tod, den der Rächer sieben Jahre lang erträumt hatte.

Der Mann im Pelz war ein Kämpfer. Fortwährend durchschneiden seine geschickten Degenstöße die Luft und es war ihm bis jetzt auch mit Mühe und Not gelungen, sich die Bestien vom Leibe zu halten. Doch seine Waffe eignete sich nicht für diesen Kampf. Auf einmal hörte Stepan einen schrillen Ruf des Schreckens — einen Fluch . . .

Stepan Mline wandte den Kopf.

Paschkins Degen hatte einen riesigen Wolf im Sprung durchbohrt und die gewaltige Bestie mußte sich im Todeskampf aufgebäumt und überschlagen haben, denn der Degen war im Getümmel bis ans Heft abgebrochen. Wehrlos stand der Mann im Pelz da, ein Stück Stahl in der Faust, keine fünf Zoll lang, und stieß wütend mit den schweren Stiefeln nach den hungrigen Bestien, die an ihm empor sprangen.

Ein ungleicher Kampf, der nicht lange währen konnte, das wußte Paschkin. Er wußte, daß er dem Tode näher war als je zuvor in diesen Minuten höchster Gefahr, und wehrte sich verzweifelt mit Händen und Füßen. Seine Häufte sanken auf Wolfsschädel nieder. Da stürzte sich ein riesiger Wolf auf ihn, verzehrte seine Kehle um einen Zoll, verbiß sich in den Pelztragen, und riß ihn vornüber in den Schnee . . .

Mit einem furchtbaren Aufschrei sprang Stepan Mline aus dem Schlitten; denn lieber wollte auch er sich von Wolfsgewissen zerfleischen lassen, als die Rache seinen Händen entgleiten sehen. Neue Berferkewout kam über ihn. Er hieb — er schlug — er haßte — er wütete wie ein Wahnsinniger — er packte Paschkin und warf den schweren Mann in den Schlitten, als sei sein Gewicht nicht größer als das eines Kindes . . .

Die Wolfsläiber türmten sich auf. Zwanzig und mehr blutende Körper lagen um den Schlitten und da und dort

schlich ein schwarzer Schatten sich heulend und winselnd davon über den Schnee . . . Ein einziger Wolf war nur zurückgeblieben und zerrte an dem toten Pferd, ungeheurer Fleischstücke hinabschlingend. Stepan hob die Art. Das Tier starrte ihn aus glühenden Augen an, fraß aber unbekümmert weiter in seinem Hunger, und es war Stepan, als liege ein sonderbarer Ausdruck stummer Angst und stummen Vorwurfs in diesen Wolfsaugen. Das schwere Stück Stahl sank nieder und spaltete dem Tiere den Schädel. Als es hinstürzte, sah Stepan unter seinem Leib zwei winzige Wolfsjunge, die immer noch gierig an der toten Mutter saugten.

Der Kutscher lag im Schnee, zwischen den Hufen der Pferde, die vor Entsetzen zitterten, aber still dastanden, als scheuten sie sich, auf den Mann im Schnee zu treten. Stepan wußte nicht, ob der Mann tot war oder lebte. Noch kümmerte er sich darum . . .

Langsam schritt er auf den Schlitten zu.

Paschkin sah leuchtend da, im Sitz zurückgelehnt, purpurrot vor Anstrengung und Ermattung.

„Bei Gott, Mann,“ stieß er hervor, „ihr seid furchtbar, ihr beide — du und deine Art. Du hast mir das Leben gerettet. Du bist wahrlich ein Kämpfer!“

Stepan Mline gab keine Antwort, sondern starrte wortlos in das Gesicht seines Feindes, den er zum erstenmal seit neun Jahren wieder sah. Paschkin hatte sich wenig verändert. Er war nur stärker geworden; das Gesicht mit dem roten Bart voller. Selbst jetzt jedoch, nach Stunden des Kampfes ums Leben, lag in diesen harten Augen das alte herrliche, Brutale, Zwingende.

„Sieh nach dem Kutscher!“ befahl Paschkin.

Stepan rührte sich nicht.

„Wer bist du, Mann, und wie kamst du hierher in die große Steppe gerade noch zur rechten Zeit, mir das Leben zu retten? Weißt du, wer ich bin?“ Und Paschkin stieg müde und schwerfällig aus dem Schlitten.

Stepan starrte ihn an und seine Finger schlossen sich mit eisernem Griff um den Stiel der Art.

„Wer bist du?“

Keine Antwort.

Ein wenig verwundert, zu dankbar jedoch, sich über diesen Riesen zu ärgern, der ihm das Leben gerettet hatte, trat Paschkin näher und sah sich den sonderbaren Mann an, der auf keine Frage antwortete und nur mit glühenden Augen starrte. Unwillkürlich prallte er einen Schritt zurück vor diesen Augen . . .

„Was fehlt dir?“ rief er erschrocken. „Bist du verwundet? So antworte doch! Bei Gott — er hat den Verstand verloren über dem Kampf mit den Wölfen!“

Stepan richtete sich auf.

„Nein; den Verstand habe ich nicht verloren,“ flüsterte er endlich und seine Stimme war rau und heiser — eine gebrochene Stimme, aus der die Leiden und die Einsamkeit und das gierige Warten all dieser Jahre klangen. Viel lag in dieser Stimme. Die blutige Luft des Wolfskampfes, die noch

nachzitterte in dem Kämpfer. Die Bier nach Rache. Und — der Wahnsinn.

„Nun — es wäre kein Wunder, hättest du ihn wirklich verloren. Ich habe eine Flasche Brantwein im Proviant-sack im Schlitten. Komm, Mann! Stärke dich!“

Stepan atmete tief auf und schüttelte den Kopf.

„Du — bist — Paschkin?“

„Ja, ich bin Paschkin,“ rief der Gouverneur ungeduldig. „Und ich wünschete, Mann, du würdest nicht steif wie ein Götzenbild dastehen und mich anstarren, als könntest du nicht bis drei zählen. Hast dich vorhin rührig genug gezeigt. Trinke einen Schluck Brantwein, Mann, damit du wieder zum Leben kommst, und dann hilf mir, nach dem Kutscher zu sehen. Wir wollen ihn mit in meinen Schlitten tragen und ihn mitnehmen, sei er nun tot oder lebendig. Wir müssen die Pferde neu anschnüren und werden dann zusammen weiter-fahren. Und nun sage mir endlich, wer du bist, woher du kommst, und wohin du gehst. Wer bist du, Mann?“

„Ich bin Stepan Iljine!“

18.

Der endlose Weg des Mannes mit dem Feuer-spaß endet im Schnee der Großen Steppe...

„Iljine? — Iljine...“ wiederholte Paschkin zögernd, in seinem Gedächtnis suchend, denn der Name Iljine kam ihm bekannt vor, obgleich weder der Mann noch der Name bestimmte Vorstellungen der Erinnerung in ihm wachriefen. Schon seit Jahren hatte er den widerspenstigen Gouverne-mentsrat und die für ihn erfommene Strafe vergessen. So viele andere Männer waren widerspenstig gewesen seitdem und bestraft worden — „Iljine — heh?“

„Stepan Iwanowitsch Iljine.“

„Gut, Stepan Iwanowitsch. Ich werde dich belohnen. Du bist ein braver Mann.“

„Erzählenz kennen mich?“

„Nein. Ich kann mich nicht entsinnen, dich früher schon gesehen zu haben. Doch kenne ich dich jetzt und ich werde alles in meiner Macht für dich tun.“

„Ich bin Stepan Iljine aus Irkutsk, Erzählenz.“

„Aus Irkutsk...?“

„Stepan Iljine, der Sohn des Schmiedes Iwan Iljine —“

„Der Schmied —“

„Stepan Iljine, der Schmied, Erzählenz — der Mann, dessen Leben Sie zerbrachen!“

Iljine — Schmied — zerbrochenes Leben — — Paschkin trat einen Schritt zurück, entsetzt über das Drohende in dieser heiseren Stimme und das Klackern dieser Augen. Der Mann war ein Narr! Wahnsinnig mußte er geworden sein in dem Kampf mit den Wölfen!

„Nicht von der Stelle!“ donnerte Stepan Iljine. Pasch-kin stand wie gebannt.

„Ich bin der Mann, Erzählenz, der in Ihrem Kate saß; ich bin der Mann, den Sie nach Werstinsk sandten; ich bin der Mann, den Sie dazu verurteilten, mit einem teuflischen Paß heimatlos umherzuirren —“

„Ah — — —!“ stotterte Paschkin.

Nun wußte er, wer dieser Stepan Iljine war; wußte es nur zu gut, und zum erstenmal in seinem Leben packte den harten Mann die Furcht.

„ — ich bin der Mann, dessen Vater Sie töteten, dessen Weib Sie umbrachten, dessen Kinder Sie mordeten!“

Mit unheimlicher Ruhe hatte Stepan gesprochen. Nun aber packte ihn die Wut des Wahnsinns —

„Du Hund von einem Mann!“ brüllte er. „Du — du bissiger Hund — du toller Hund! Weißt du jetzt, wer ich bin?“

„Rebell! Verdammter Rebell!“ schrie Paschkin.

„Ja, du heißender böser Hund! Du mußt sterben. Seit sieben Jahren habe ich auf dich gewartet und seit sechzehn Tagen bin ich dir über die Steppen gefolgt, und nun habe ich dich! Sterben mußt du! Meine Art soll dich töten. Einen Hieb für meine Katia — einen Hieb für Katinka — einen Hieb für den kleinen Stepan — — —“

Er schwang die blitzende Art.

Paschkin wandte sich und rannte dem Schlitten zu, brüllend wie ein wildes Tier vor Wut und Angst. Eine Waffe — eine Waffe, bei allen Heiligen — wo fand er eine Waffe? Ah, der Kutscher hatte doch einen Hirschfänger ge-habt! Der mußte irgendwo im Schnee liegen. Eine Waffe — eine Waffe, um aller Heiligen willen, sich gegen den Wahnsinnigen zu verteidigen!

Doch Stepan war schneller.

Er sprang mit einem gewaltigen Satz vorwärts und stürzte sich auf den Mann, der erst in schlafloser Nacht den Feuer-spaß ausgekostet hatte. So stark war der Anprall, daß beide Männer in den Schnee rollten. Doch Stepan stand sofort wieder auf den Füßen und das schwere Stück Stahl der Art faßte nieder —

„Rebell!“ brüllte Paschkin gellend.

Der Hieb war ihm tief in die Schulter gedrungen, aber mit letzter Kraft schmeckte er empor und stürzte sich blindlings mit den bloßen Fäusten auf den Wahnsinnigen in der armseligen Hoffnung, ihn an der Kehle packen zu können, noch ehe die Art zum zweitenmal fiel.

In Stepans Augen sprühte es.

Ein Trachender Schlag — ein zweiter — ein dritter — — — Hieb auf Hieb dann. Und eine blutende Waffe, die einst ein Mensch und ein harter Mann mit starken Leiden-schaften gewesen war, lag still im Schnee. Stepan beugte sich nieder und starrte und starrte... *

Und mit einemmal zuckte Stepan Iljine zusammen und ließ sich schwer in den Schnee fallen und lächelte blöde vor sich hin, denn in seinem Gehirn hatte sich einer jener blühschnellen geheimnisvollen Vorgänge abgepielt, die nach langem, kaum merkbarem Wachsen und Werden im Bruchteil einer Sekunde den Wahnsinn in einem Menschen auslösen. Er lachte, er lachte, er neigte sich wiegend vorwärts und rückwärts. Dann senkte er tief auf und brach in Tränen aus, ohne zu wissen, weshalb er weinte. War nicht die Welt so sanfterbar leer und still geworden und war nicht der Schnee so weiß und so kalt und so fürchterlich einsam... *

Dann wieder kam das blöde Lächeln in sein Gesicht und mühselig richtete er sich auf und stand schwankend da. Da fiel sein Blick auf die beiden Wölfe, die kläglich winselten und ungeschickt am Blut des Pferdeleibes leckten. Lächelnd ging Stepan hin und nahm die Tierchen auf und steckte sie in die weiten Taschen seines Pelzrockes und streichelte sie zärtlich.

„Kleine — braune — Brüder — für — Katinka — — —“ lachte er vor sich hin.

Und dann schlief er ermattet ein, mit einem glückseligen Lächeln auf den mageren, verhärmtten Zügen, und bald rieselten die Schneeflocken wieder herab aus dem Grau des Himmels.

So endete der endlose Weg... *

Zwei Tage später jagten die Kuriere nach Sankt Peters-burg mit schrecklicher Kunde. Der große Paschkin war in der Steppenvüste zwischen Zerstajo und Senandria im Schneesturm von einer ungeheuren Schar Wölfe überfallen und zerrissen worden. Er und seine Leute. Die Leichen waren bis zur Unkenntlichkeit zerlegt und angefressen.

Ein schwerer Schlag für das heilige Rußland — so sagte man am Hofe von St. Petersburg.

Zigeuner.

Von Otto Alschcr.
(Nachdruck verboten.)

In den Dörfern hämmerte die Loaka. Es war ein helles, taftmäßiges Rattern, das der Märzwind dahin und dorthin-trug und in das wellige Gelände verschlug. Kam man aber auf eine Höhe, so war der Laut wieder da, hell und sündend und sich weit hinauswiegend, so daß man nicht glauben konnte, daß es nur hölzerne Klöppel seien, die auf ein Buchenbrett schlugen.

Das war der Monat, wo sie zum Wandern erwachten. Die Tschale, die Kutschka, die Weila und Uchani. Die vier Stämme der Wanderzigeuner Siebenbürgens. Jede Viertelstunde rasselte ein Wagen, von kleinen Pferden gezogen, von einer eigentümlichen Unrast getrieben, vorüber, mit klappernden, weit aus den Wagen herausstehenden Zeltstangen und einer Anzahl wirrhaarer Köpfe. So stürmten sie hin, und es schien, als fühlten die Pferde ebenso ihr Zigeunertum wie die Menschen im Wagen.

Wenn sie aber bei einem Dorfe lagerten, saß alles vor den Zelten. Nicht mehr um das Lagerfeuer im Zeltinnern waren sie versammelt, in den Sonnenschein kauerten sie sich; halb oder nackte Kinder, rauchende Männer und Weiber, Greisinnen, mummich-haft vertrocknet, Wesen, deren Augen allein Leben bezeugten, seltsam tierische und raffwilde Augen, die das Einzige sind, das unverwundlich im Verfall des Körpers besteht.

Silberganzert schauten die Gürtelberge Siebenbürgens herab, und es war, als führten alle Wege, alle Straßen, die von weit hinten aus dem Tiefland kamen, diesen Bergen zu. Als stürmten

sie mit Sehnsucht an sie heran, um die weißen Gipfel doch nicht zu erreichen.

Ueber die Fesler her kam ein Pfad. Eine Seele entlang lief er, und da tauchte immer wieder ein satter, roter Punkt auf. Er glitt und schwebte, versank! und erstand, und dann war er plötzlich ganz nahe, und ich sah eine leichte Mädchengestalt, deren Schritte ein eiliges Schweben schien, deren kleine Füße von wahren Rädchen wie von flammender Höhe umflattert wurden. Und dann sah ich das Antlitz. Es war braun und rassistig, der Landschaft und dem Lande so fremd, als sei es eine verlorene Erscheinung aus weiter Ferne. Es zeugte von südlicher Sonne und war doch nicht südlich weich, sondern stolz und kühn, wie von den Bergen her. Man konnte nicht übersehen, daß es eine Zigeunerin war, das sagte der seltsame Lebenszug um den Mund, der wie von einem Lächeln unter Tränen zurückgeblieben schien.

Der Staub der Straße steigt unter ihren Füßen. Mit kurzen Stößen erhebt er sich immer wieder und legt sich dann weich und breit in das Feld hinaus.

„Wo liegen eure Zelte?“

„Dort, wo die Straße abbiegt und den Bach hinaufführt.“

„Da hast Du noch weit zu gehen.“

„Wandern macht mich nicht müde.“

Immer häufiger sieht man arbeitende Bauern auf den Feldern. Gebüchte Gestalten, mit den Köpfen aufschneidend in der Erde versunken, als wären sie knorrige Stauden, die in ihre Wurzeln.

Und wie wir, an ihnen vorübergehend, sie weit zurücklassen, scheint es, als sanken sie in dem zähen Boden immer tiefer ein, als würden sie allmählich von ihm aufgesaugt mit all ihrer schweißtriefenden Mühe, mit ihrem keuchenden Leben unbarmherzig verschlungen.

Da sagt das Mädchen: „Nur ist der Weg des Rumänen. Vom Feld zum Dorf, vom Dorf zum Feld. Und immer warten sie der Gaihi. Sie warten auf den Frühling, damit sie anbauen können, auf den Sommer, wenn der Mais reif wird. Und haben sie geerntet, wieder erwarten sie den Frühling. Sie könnten nicht leben, hätten sie das Warten nicht.“

„Und euer Leben, Mädchen, ist kein Warten?“

„Auf was sollen wir warten? Wir haben keine Ernte, und kommt der Winter, so packen wir unser Zelt auf den Wagen und ziehen hin, wo es milder ist. Keine Ernte, kein Feld hält uns zurück. Aber stirbt es trotzdem, so frieren wir eben, kommt die Sonne, so freuen wir uns. Doch sie kommt nicht früher, wenn wir auf sie warten.“

Wie die Seele ihres Volkes erscheint mir dieses Mädchen, das auch sucht und sehnt und es doch unter züngelnder Wildheit verbirgt.

Als der Tag in der Landschaft zur Rüste ging, suchte ich das Lager der Zigeuner vom Stamme der Zeila auf. Aus vier Zelten bestand die Siedelung. Dort lagen sie, wo durch den Bach und den Mühlkanal eine Insel gebildet wurde, und weiter oben sah man auch den ungesügten Würfel der rumänischen Mühle durch die Bäume schauen.

Erken überschatteten die Zelte. Und in das Rauschen des Wassers klangen seltsam dünne, klingende Kinderstimmen. Vom armen Zigeunerknaben sangen sie das Lied:

Mi de vine la romna, romi cai,
A lele lei leila
Cai la romna jemo caura,
A lele lei leila.

Und immer, wenn sie mit ihren kurzen Stimmen aussetzten und der Bach tief und orgelnd hereinrauschte, war es, als läuschten sie in atemloser Traurigkeit.

Bula, das Mädchen, kam mir entgegen. Und da sah ich, daß sie sich meiner Bekanntschaft freute, daß sie darüber stolz vor den Thron war. Das merkte ich auch, als sie die Kinder abwieß, die kamen, tanzten und bettelnd sangen: „Tamo ritu, tamo na!“ „Breiß!“ rief Bula und vertrieb die Kinder.

Wir saßen dann an einem Zelte beim Lagerfeuer, Männer kamen und mischten sich ins Gespräch, Kinder drängten sich beim Zelteingang, um den Fremden, den ray, zu sehen, der sie besuchen gekommen war. Aber die Männer waren zurückhaltend, sie schilberten nicht wie Bula ihr Leben, sie stellten nur Fragen. . . Sie forschten nach dem Leben in den Städten, was unsere Kleider, unsere Erbkunst koste.

Dann aber kimmerten sie sich nicht mehr um mich. Sie sprachen nur untereinander über die Fremden und mich. Da ich jedoch ihre Sprache verstand, hörte ich, wie sie sich darüber wunderten, daß die Städter so teure Kleider tragen, auf ihre Lebensweise so viel verwenden und in so prachtvollen Häusern wohnen, wo doch schon eine Hütte vor Sturm und Regen schütze, ja ein kleiner Raum im Winter wärmer sei als ein großes Zimmer.

Da sagte ich dem den Männern vom Stamme Zeila, daß unter ganzer Luxus nur auf dem Zwange der Gesellschaft beruht, und er weniger uns selbst als den anderen gilt, denen wir es gleich tun wollen und auch müssen, weil wir, um ihnen anzugehören, uns durch nichts vor ihnen unterscheiden dürfen.

„Und darum geht ihr so gekleidet, als wäre euch jeder Tag ein Sonntag, an dem ihr keine Kleider tragt, weil ihr nichts arbeiten müßt?“ fragte ein wro, ein Aber, erstaunt.

„Ja, nur deshalb, denn stehst du, wro, wir leben in dem Wahn, daß wir nur dann bei unseren Nebenmenschen etwas gelten, wenn wir so tun, als lebten wir nicht durch unsere Arbeit.“

„Warum sagst du es nicht, ihr seid ja reich, ihr Fremden, denn sonst hättet ihr nicht das Geld, um es für eure Kleider, euer Leben auszugeben!“ sprach ein hagerer Zigeuner feindselig.

„Wir müssen es haben, wir arbeiten nicht wie ihr, um zu essen, sondern um uns zu kleiden und nicht in einer Hütte zu wohnen. Was wir essen, kostet kaum den dritten Teil dessen, was wir für Wohnung, Kleidung und anderes brauchen.“

„Joro vinda! Von Vinda wro!“ rief der Alte erstaunt. „Und wir arbeiten einzig, um nicht zu verhungern, das andere ist nichts.“

Giza aber, der Dagero, rückte näher und fragte vertrauter: „Darum seigt ihr euch auch so böse gegen den Hunger der Armen, weil euer Hunger nach ganz anderem geht.“

„Du kannst recht haben, Giza, wir verachten euch, weil wir glauben, unser Hunger sei vornehmer, weil wir nach Luxus und Kultur hungern. Ihr aber, haßt ihr uns nicht auch?“ Ich blinnte ihm ernst in die Augen.

Der Zigeuner starrte finster ins Feuer. Dann hob sich sein Blick und glitt hinaus ins Zelt, wo sich inzwischen die Nacht herangebrängt hatte. Er schwieg, als überlegte er. Und er schwieg noch immer, da ich schon längst eine Antwort erwartete. Das Schweigen wurde peinlich.

Von einer eigentümlichen Unruhe erfasst, schaute ich umher, in die vielen Gesichter rings, und war erstaunt, wie viele mich anstarrten. Fast alle Inassen der Zelte hatten sich zusammengefunden.

Möglich regte sich Giza und begann:

„Einst, so erzählt man sich in unserem Stamm, als wir in diese Länder kamen, arm, verlassen und gehetzt, da fanden wir euch, ihr Seßhaften, und glaubten, ihr seid Götter; weil ihr so friedlich lebt, immer an einem Ort bleiben könnt, ohne daß euch der Hunger weiter treibt. . . Wir glaubten, ihr seid Götter; so wissen es unsere Alten, und wir beteten zu euch, denn wir dachten, ihr würdet Not und Armut von uns nehmen. Wir warteten und warteten, aber ihr nahmt sie nicht von uns. Ihr sahet kaum nach uns, und stehet uns vor euren Türen stehen, durch die Zufriedenheit und Reichtum aus- und eingingen. Wir warteten darauf, daß eure guten Taten auch uns reich machen werden. Reid kam über uns, da wir sahen, daß nur ihr gute Armen habt, daß euch stets der Voholtscho hilft, uns aber nicht. Das Warten erzeugte unseren Reid. . . Doch der Reid ist ein Sängling, der krank geboren wird, darum muß er sterben, wie jener Saffena, der zu früh kam. Sein Tod ist wie bei einem neugeborenen Kind, das zum Mulo wird. Der Reid stirbt, indem er den Daß gebärt. Und auch unser Reid ist gestorben, weil eure Armen uns nicht glücklich machten.“

Der Zigeuner brütete wieder vor sich hin. Niemand von den übrigen sprach ein Wort. Aber es war, als keine zitternde Hoffnung in dem Hageren, da er wieder begann: „Doch du sagst, ihr seid nur reich, weil ihr es sein müßt. Ihr habt vielleicht gar keine guten Armen, weil euer Reichtum nicht euer Glück ist. Ihr habt keine guten Armen — ihr seid nicht anders als wir!“

„O, daß ihr uns gleich seid!“ rief plötzlich eine zitternde Stimme.

„Ja, seht ihr, wir kämpfen ja auch, nur anders wie ihr. Aber müde macht es uns auch, wie euch!“

Da begannen plötzlich alle durcheinander zu sprechen, das Zelt schwirrte von Stimmen, von Worten und lebhaften Rufsen, die mit einer großen Fröhlichkeit gesättigt waren. Darin, die klangen, als wäre plötzlich ein eigenes Leben erstanden, als käme ein tauchender Volkshaufe immer näher, gleich einer gewaltig brandenden Woge. Als würde eine erst so fremde Stimme immer bekannter, um zuletzt in eines Fremdes herzliche Vertraulichkeit überzugehen!

Von draußen aber schimmerten die Lichter des nahen Dorfes herüber. Doch wie in weiter, fremder Ferne schienen sie zu liegen. Und Menschen gingen oben auf der Straße längs des Baches vorbei, unsichtbar die Nacht durchziehend, nur ihre Stimmen klangen gleichgültig fremd herab.

Wie eine von allen Seiten umbrandete atmefelige Sieblung mitten im feindlichen Lande erschien mir dieses Zigeunerlager.

* * *

Wie dunkel die Nacht ist. Nun aber muß ich trachten, in mein Dorfwirtshaus zu kommen. Der Himmel hat sich wieder bewölkt: vom Weg keine Spur zu sehen. Nur die Bäume, die die Straße besäumen, zeigen mir die Richtung.

Nun muß ich schon bald im Dorfe sein. Aber die Bäume rechts und links nehmen noch kein Ende, und noch immer rauscht der Bach frei herein. Ist das nicht ein Schritt hinter mir? Ein eisen-der und doch schleicher Schritt leichter Füße? Ich drücke mich hinter einen Baum und warte gespannt.

Der Schritt kommt, hält ratlos mitten in der Straße.

Wer ist das nur? Ich gehe auf die Person zu.

Ein Schreden der Ueberraschung, dann weid: „Ray?“

„Du bist es, Bula? Wohin gehst du?“

Keine Antwort. Da berührt ihre Hand meinen Arm. „Warum gehst du schon fort von uns?“

„Ist es nicht spät? Ihr wollt schlafen und ich auch?“

Plötzlich senkt das Mädchen, als kämen Tränen in ihre Stimme.

„Oh warum bist Du ein May, und bist nicht einer der Unbesen; warum bist Du kein Rom, der mit uns zieht, der sein Zelt bei uns hat, seinen Wagen, seine Pferde.“

„Bin ich auch denn ein Fremder, spreche ich nicht eure Sprache? Wenn ich auch nicht stets bei euch bin, gern sitze ich doch in euren Zelten, sahre in eurem Wagen, wenn ihr wandert.“

„Und doch hat dich eine andere Mutter geboren, keine Romi, und morgen . . . morgen wirst du uns nicht mehr kennen.“

„Morgen komme ich wieder zu euch. Sobald es Abend wird, bin ich bei euren Zelten. Jeden Tag komme ich, wenn ihr wollt.“

„Morgen kommst du, vielleicht eine ganze Woche, aber dann . . . dann gehst du fort, für immer . . . Dein Weg ist ein anderer, von den Zigeunern fort führt er.“

Das Mädchen schluchzt leise. Sie hat meinen Arm gefaßt, und wie sie so vor mir steht, höre ich, wie bei ihrem kitzelnden Schluchzen leise die in ihren Pöpfen geflochtenen Silberstäbe klirren.

Weit draußen quaken Frösche. Das klingt wie ein zorniges Geplär, wie ein heftig erregtes Ausschreden der Märznacht.

Und diese lauwarme, erregte Märznacht läßt mich plötzlich das Mädchen küssen.

„Ja, Mädchen. Dein Weg führt dorthin, meiner hierhin. Und doch sind beide nur eines Menschen Weg. Ein Leben lang berühren unsere Füße dieselbe Erde . . . Dein Fuß und mein Fuß . . . Und diese Erde verbindet uns, Bula!“

Am nächsten Nachmittag schaue ich und schau, und kann es nicht fassen. Leer ist der Lagerplatz, verschwunden die Zelte, verschwunden die Zigeuner.

Was vertrieb sie? Warum sind sie fortgewandert, die sich doch gestern freuten, als ich wiederzukommen versprach?

Neben mir steht ein Humänenknabe, die Pelzmütze über den Ohren, den Hals eingezogen, das Kinn im Stocktragen verborgen und leiert fröstelnd: „Und nachher luden sie die Zelte auf die Wagen, und nachher ritten sie mit den Pferden dreimal um den Lagerplatz, und nachher spannten sie die Pferde ein und fuhren gegen Priboi . . . Na am vedut, Dommule.“

„Über was vertrieb sie denn?“

„Und fuhren gegen Priboi?“ plapperte der Knabe fort.

„Heute es sie, daß sie sich mir anvertrauten? Haben sie denn kein bißchen Unhänglichkeit an einen Fleck, gar kein Heimatsgefühl?“

„Was vertrieb sie mir?“

„Ihr Ghetto?“

„Ja, es ist ihr Ghetto, das sie wandern heißt ihnen Mitleidlosigkeit gibt, jedes Heimgefühl nimmt und Mißtrauen einimpft wider alle, die zufrieden sind.“

„Denn ihr Ghetto ist nichts als das Lebensbewußtsein ihres Variablenes . . . Ihr Ghetto ist nichts als der Verfolgungswahn einer ganzen Rasse.“

Atemübungen als Vorbeugemittel gegen die Grippe.

Es ist klar, daß ein Körperteil, welcher nicht genug bewegt und gelüftet wird, und dadurch nicht genügend durchblutet und lebendig bleibt, leicht Krankheiten zugänglich ist. Die Krankheitskeime finden einen guten Boden in ihm, während ein in lebendiger Bewegung stehender Körperteil sie leicht abtötet. Der bei der Grippe am meisten gefährdete Teil ist die Lunge, und daher muß es die erste Sorge sein, zu versuchen, diese durch geeignete Übungen an frischer Luft vor Infektion zu bewahren. Einige Atemübungen, die sich im Freien oder an offenen Fenstern leicht ausführen lassen, folgen hier.

1. Man hebt die Arme bis zur Schulterhöhe (nicht höher) und läßt während des Hebens der Arme die Luft durch die Nase einströmen, hält sie einen Augenblick an und atmet durch den offenen Mund mit geschlossenem A langsam aus; es muß wie Lichtes Wehzen klingen. Man kann auch die Luft, ein T flüsternd, entweichen lassen.

2. Nach erfolgter Einatmung haucht man die Luft hinter den festgeschlossenen Lippen und läßt sie dann in einigen kurzen Stößen pustend heraus. (Wie eine Dampfmaschine, aber nicht zu heftig.)

3. Man saugt die Luft durch die auf die Unterlippe gepressten Oberzähne ein, bis man sich ganz mit Luft gefüllt fühlt, atmet darauf aus wie bei 1.

4. Man atmet ein wie bei 1, hält die Luft an, solange man es ohne Anstrengung kann, und atmet auf A aus wie bei 1.

Bei allen Übungen ist zu beachten, daß bei der Einatmung die Luft nicht heftig eingezogen wird, sondern möglichst sanft und nicht zu rasch einströmt. Ueberhaupt darf man sich bei keiner Übung anstrengen! Besonders zu empfehlen sind die Übungen nach Aufenthalt in überfüllten, geschlossenen Räumen. M. A. S.

**Büchertisch.
Neue Lyrik.**

— Flugblätter rheinischer Dichtung, herausgegeben von Carl Salm im Salm-Verlag zu Köln. Preis für das Blatt 1,00 M. Dritte Reihe. 1. Blatt: Vergiß du deines Bruders

Not, Arbeitergedicht von Heinrich Vernt; 2. Blatt: Ins Auge der Ewigkeit, Gedichte von Leo Sternberg; 3. Blatt: Liebe schöne Laute, Neue Lieder von Heinrich Bertalan; 4. Blatt: Die gekreuzigte Seele, Gedichte von Joseph F. Bonken; 5. Blatt: Von stillvernommen Wegen, Gedichte von The Darteles; 6. Blatt: Klänge vom Niederrhein, Verse von Karl Brand; 7. Blatt: Der hohe Glanz, Gedichte von Henry Rahmann; 8. Blatt: Der heimliche Garten, Neue Verse von Elisabeth Drugg.

— Die westfälische Dichtung in Flugblättern. Herausgegeben von Carl Salm im Salm-Verlag zu Köln. Preis für das Blatt 1 M. 1. Reihe. 1. Blatt: Friedrich Castelle, Späte Verden in der Luft, Neue Gedichte; 2. Blatt: Th. A. W. Schröder, Kleines Kaleidoskop, Gedichte; 3. Willi Lindner, Vom Lenz und Herbst, Gedichte; 4. Adolph Potthoff, Aus erlebten Stunden, Gedichte.

— Der rote Hahn. Verlag der Aktion, Berlin-Wilmersdorf. Das Heft 0,80 M. Jakob von Hoddis, Wellende; Kurd Adler, Wiederkehr; Max Herzen, Der Geisteskrante; Idler Talbot Keller, Durchblutung; U. Bäumer, Das jüngste Gericht.

Zwei Sammlungen von Versbüchern sind hier untereinander gestellt, die in ihrem Wesen sehr wenig miteinander gemein haben. Carl Salm, der selbst ein sehr beachtenswerter Dichter des Rheinlandes ist, hat es sich in dankenswerter Weise zur Aufgabe gemacht, den jungen poetischen Kräften des Rheinlandes und Westfalens eine Bühne zu schaffen, von der aus sie ihre Weisen ins Herz des Volkes hineintragen können. Die kleinen, entzückend gedruckten Bändchen bieten nicht gleichwertige Kunst, aber immer genügenden Anhalt, um sich von der künstlerischen Eigenart jedes Dichters ein vollkommenes Bild zu machen. Namen wie Verch, Sternberg und Castelle werden schon mandem geläufig sein. Andere werden sich einprägen. Da es der Raumangel verbietet, näher auf die einzelnen Lyriker einzugehen, kann nur empfehlend auf die ganze Sammlung hingewiesen werden.

Die zweite Sammlung „Der rote Hahn“ ist der Tummelplatz der Kunstrevolutionäre, die sich nicht selten zu einem Kunstschwermismus hinreißen lassen. Es wird nicht für jedermann möglich sein, den guten Kern herauszufinden, um den die weiblichen Emanationen sich schließlich zu einer gereisten Kunstform kristallisieren müssen. Wer sich für die moderne Entwicklung der Lyrik interessiert und nicht das ihn Befremdende von vornherein mit Ueberlegenheit abtun will, wird doch hinter dem Ueberflutung mehr finden, als dieser anfangs ahnen läßt.

— Reinhold Sorge, Mutter der Dimmel, S. XIV und 50 Seiten, geb. M. 2, geb. M. 3. Verlag der Jos. Kölschen Buchhandlung, Kempen-München. — Ein Sang, wie er seit langen Zeiten nicht mehr erklingen ist, in Tönen von einer herben und strengen Schönheit des Klanges. Er setzt Empfänglichkeit voraus für die Stimmungen und Eindrücke aus den reinen Regionen der Umwelt seines Geistes, aber wer Sinn und Gefühl hat für sie, den faßt er mit unlösbarem Griff in den Tiefen der Seele. Ein Sänger des Erhabenen, wie ihn seit langem die Dichtung nicht mehr wies.

— Walter von Molo, Der Hauch im III. Tragödie in drei Aufzügen, Umschlag- und Einbandzeichnung von Heinrich Josl. Preis gebunden 2,50 M., gebunden 4 M. Verlag von Albert Langen in München. — Der „Hauch im III“, dessen Tragödie hier geschrieben wurde, ist der Mensch, ist der Mann, den es halt- und ruhelos durch die Welt treibt, und der, wenn die äußeren Umstände des Berufs und der Familie ihm ein bürgerliches Leben voll von Würden und Ehren auferlegt haben, dafür in seiner Seele um so hilfloser die Deute der schweifenden Lebensschaffen wird.

— H. S. Houben, Hier Jenjur — wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Mit Umschlagbild von Th. Th. Heine. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1918. Preis M. 3,60, geb. M. 5. — Ein ganz wunderbares Museum aus der „guten alten Zeit“ tut sich da vor uns auf. Die Zeitalter Friedrichs des Großen und Kaiser Josephs II., der Französischen Revolution, Napoleons und der Befreiungskriege, des souveränen Absolutismus und des beschränkten Unterthanenverstandes werden in farbenlustigen Miniaturbildern und ernsthaft-schwarzen Silhouetten an die Wand gemalt.

— Ein neuer Theater-Minorach ist unter den Negide von Generalintendant Geheimrat Reih von Müller-Waldenburg redigiert als „Frankfurter Minorach der städtischen Bühnen“ erschienen. (Verlag Max Koebe, Frankfurt a. M., M. 4,50.) Mitarbeiter von Ruf — Geheimrat Reih, Prof. Schreier, Dr. Sebrect, Prof. Christianen, Dr. W. Niehner, Hugo Schlemüller, Schulte v. Brühl, Regl. Regisseur Legal u. a. — haben mit ihrer Erörterung allgemeiner Kunst- und Theaterfragen, mit reizvollen Lokalbeiträgen und besten Feuilletons den Minorach zu einem gewissenhaften Berater für Künstler und Publikum gemacht. Eine Preisfrage „Welche Rücksichtnahme schulde ich als Theaterbesucher dem Kunstwerk, den Künstlern und den übrigen Zuhörern?“ wird rege Beteiligung finden.

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer: Falte, Strich, Rote, Insel, Erde, Noten, Meim, Entel, Inka, Salbe, Grnte. — Ferienreise.